

Der Christus der indischen Landstrasse (vgl. "Von Büchern")

Autor(en): **Jones, E. Stanley**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **25 (1931)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Christus der indischen Landstraße.

(Vgl. „Von Büchern“.)

1. *Warum Mission?* Ich habe den Indern in aller Offenheit gesagt: „Ich dränge Sie nicht besonders, weil Sie etwa das Volk in der Menschenrasse wären, das es besonders nötig hätte, sondern weil Sie ein Glied in der Menschenrasse sind, der auch ich angehöre. Ich bin überzeugt, daß die einzige Welt, die Daseinswert hat, die Welt ist, die der Gefinnung und dem Geiste Jesu entspricht. — Wir befinden uns alle in der gleichen, tiefen Not. Ich bin überzeugt, Christus vermag Hilfe zu schaffen in dieser Not.“ — — —

Nein, das Heidentum ist nicht etwas, das man mit Hilfe einer Landkarte geographisch abgrenzen und von dem man sagen kann: „Hier ist es“, „da ist es“. Es ist nicht eine geographische Größe, sondern eine Sache des Geistes, und es mag sein, daß es weite Strecken im Gebiete des Denkens und Wollens gibt, die auf beiden Seiten der Welt noch heidnisch sind. — Es gibt auch noch nicht so etwas wie eine christliche Nation.

Eine jüdische Dame sagte zu dem Schreiber: „Sie reden zu diesen Leuten von Religion. Aber was sie nötig haben, ist Brot. Sehen Sie doch an, wie ausgehungert und heruntergekommen sie sind. Warum geben Sie ihnen kein Brot?“ Ganz gewiß, Indien hat Brot nötig, hat es verzweifelt nötig. Niemand kann inmitten dieser zu Herzen dringenden Armut stehen, wo das Durchschnittseinkommen, das auf den Kopf der Bevölkerung kommt, weniger als 20 Pfennig beträgt, und wo 40 Millionen Menschen niemals richtig satt geworden sind und auch niemals satt werden, von der Geburt bis zum Grabe, ohne daß man die verzweifelte Notwendigkeit fühlt, daß man Indien zum Brot verhilft — mehr als bisher, und zwar rasch. Unsere industriellen Schulen, unsere landwirtschaftlichen Versuchsanstalten, unsere genossenschaftlichen Banken und zahlreiche andere Unternehmungen, die in wirtschaftlicher Hinsicht am Aufbau helfen, sind ein Beweis dafür, daß wir alle Kräfte dafür einsetzen, um Indien zu Brot zu verhelfen. Aber ein großer, vorurteilsfreier Wirtschaftler kam zu dem Schlusse, daß „fast jedes wirtschaftliche Uebel in Indien seine Wurzel in religiösen und sozialen Sitten hat“. Jedesmal, wenn man versucht, Indien wirtschaftlich zu heben, stößt man auf eine Sitte, die einen zuschanden macht. Während ich also Gott für jede Anstrengung danke, mit der man Indien Brot zu schaffen sucht, glaube ich, daß der beste Weg, Indien Brot zu geben, darin besteht, daß man ihm Christus gibt. Denn Christus macht das Leben frei.

2. *Christus, nicht Christentum!* Wir möchten, daß der Osten seine eigene Seele behält — nur dann kann er schöpferisch sein. Wir sind nicht dazu da, um dem Osten abendländische Kultur aufzutünchen,

oder um ihn zu einem öden Abklatsch von uns selbst zu machen. Wir müssen tiefer graben, unendlich viel tiefer.

Weiter, wir sind nicht dazu da, um den Leuten ein abgeschlossenes, starres, kirchliches oder theologisches System zu bringen und ihnen zu sagen: „Nehmt dies voll und ganz, wie es ist, oder laßt Eure Finger davon.“ Jesus ist die frohe Botschaft — er selbst ist die frohe Botschaft. In jenen Tagen des Urchristentums machten sich die Menschen auf und predigten über Jesus und die Auferstehung — einen auferstandenen Jesus. Aber in derselben Weise, wie der Strom die Farbe des Erdreiches annimmt, über das er dahinfließt, hat auch das Christentum bei seinem Wege durch die verschiedenen Rassen und Völker und ihre Weltanschauungen von ihnen Farbe angenommen. Wir haben der zentralen Botschaft von Jesus eine ganze Menge hinzugefügt. — —

„Meinen Sie wirklich,“ sagte vor ungefähr sieben Jahren ein Hindu, ein Jurist, in einer meiner Versammlungen, „daß Sie nicht hier sind, um unserer Zivilisation den Garaus zu machen und sie durch Ihre eigene zu ersetzen? Meinen Sie wirklich, daß Ihre Botschaft Christus ist, ohne den Vorbehalt, daß wir die abendländische Zivilisation annehmen müssen? Ich habe das Christentum gehaßt, aber wenn unter Christentum Christus zu verstehen ist, sehe ich keinen Grund, warum wir Inder es haßen sollten.“ —

Aber die Inder gehen mit ihrer schnellen und oft sehr zutreffenden Erkenntnisgabe noch weiter. Sie machen eine erstaunliche und sehr bemerkenswerte Entdeckung, nämlich, daß das Christentum und Jesus nicht daselbe sind — daß sie Jesus ohne das System haben können, das im Westen um ihn her aufgerichtet worden ist. — Es mag zugegeben werden, daß die Erkenntnis des Unterschiedes nichts neues ist; man hat schon früher davon gesprochen. Aber das Neue hierbei ist, daß ein Volk bereits vor der Annahme des Christentums den Unterschied bemerkt hat und bereit zu sein scheint, auch dementsprechend zu handeln. — —

Es ist Christus, der uns vereinigt; es sind die Lehren, die uns trennen. Wie es einer beschrieben hat: wenn man eine christliche Gemeinde fragen würde: „Was glaubt ihr?“, würde man einen ganzen Chor verschiedener Glaubensanschauungen finden, denn keine zwei Personen glauben genau daselbe. Aber wenn die Frage lautet: „Wer ist es, auf den ihr vertraut?“, sind wir alle eins. — —

Der religiöse Genius Indiens ist der reichste der Welt, aber die Formen, in denen er Ausdruck gefunden hat, sind oft überspannt gewesen, manchmal sogar erniedrigend und grausam. Diese Formen brechen jetzt zusammen oder werden zusammenfallen, aber der Geist bleibt, und er wird sich in andere Formen ergießen. Wenn sich jener Genius durch christliche Ausdrucksformen ergießt, wird er den Gesamtausdruck des Christentum bereichern. Aber um dies tun zu kön-

nen, muß der Inder ein Inder bleiben. Er muß mitten darin stehen im Strom der indischen Kultur und des indischen Lebens und muß jenen Strom mit seinen Kräften durch seine Seele fluten lassen, so daß der Ausdruck, den das Christentum bei ihm findet, wesentlich östliches Gepräge trägt, nicht westliches. — Nur so wird es schöpferisch sein können — eine Stimme, nicht ein Echo.

Ich sah, daß Christus sozusagen nicht eine Treibhauspflanze war, die unter der Berührung der Kritik verdorrte, sondern daß er in der Wirklichkeit festgewurzelt war, daß gerade er der lebendige Ausdruck unserer geistigen und geistlichen Welt ist — daß er selber Wirklichkeit ist. Deshalb habe ich meinen Glauben genommen und habe ihn während dieser siebzehn Jahre vor der nicht-christlichen Welt ausgebreitet und habe gesagt: „Da habt Ihr meinen Glauben, Brüder, zerbrecht ihn, wenn Ihr es könnt!“ Je mehr sie nach ihm geworfen haben, desto schöner strahlte er. Christus überstand die Stürme. Der einzige Weg, das Christentum zu töten, ist, daß man es aus dem Leben herausnimmt und es mit Schutzwällen umgibt. Will man jedoch, daß es strahlt und sein Wesen hervorleuchten läßt, muß man es mitten in das Leben hineinstellen und es unmittelbar zum Leben selber reden lassen. Jesus ist sein eigener Zeuge. Die Hindus haben Gesellschaften in das Leben gerufen mit dem Namen „Dharm Raksha Sabbas“ — Gesellschaften zum Schutze der Religion. Jesus braucht keinen Schutz. Er braucht nur vorgestellt zu werden. Er beschützt sich selbst.

3. *Ist die Kirche weit genug?* Viele, die sich das Königreich Jesu so vorgestellt haben, als käme es in sichtbarer Weise, so daß man sagen könnte: „Siehe, hier ist es!“ oder „Siehe, dort ist es!“ haben sich in ihrer Erwartung getäuscht gesehen, wenn sie entdeckten, daß es langsam kommt — bis sie zu der Einsicht kamen, daß es mitten in ihnen und rings um sie herum war. Es ist tatsächlich so, daß das Christentum über die Grenzen der christlichen Kirche hinausgeht und an ganz unerwarteten Orten in die Erscheinung tritt. — —

Infolge dieser und vieler anderer derartiger Vorfälle war ich nicht überrascht, den Vorsteher eines Hindu-College zu treffen, der mir eines Tages sagte: „Es wächst in Indien ein Christuskult heran, völlig ohne Beziehung zur Kirche, beinahe von ihr bekämpft. Die rührenden Ideen dieses Kultus sind Liebe, Dienst und Selbstaufopferung.“ — Dieser Christus-Kult hat mehr etwas von einer Atmosphäre an sich als von einer Organisation.

Aber nun legt sich uns eine gewaltige Frage schwer auf die Seele: Wird die gegenwärtige christliche Kirche groß genug sein, weit genug, christusähnlich genug, damit sie das Organ und Mittel werden kann für das Kommen Christi nach Indien? Man bedenke, das Christentum sprengt die Fesseln der christlichen Kirche. Wird die christliche Kirche christusähnlich genug sein, um den geistlichen und sittlichen Mittelpunkt für dieses überschießende Christentum abzugeben? Oder wird

es so werden, daß viele der besten und feinsten Geister Indiens Christus als Herrn und Meister annehmen, aber außerhalb der Kirche ihr Christenleben leben?

4. „*Gandhi hat die Augen Indiens auf das Kreuz gerichtet.*“ In Amerika erhob sich am Schluß einer Aussprache über Gandhi ein Mann und fragte mich, warum ich über Gandhi und seine Bewegung redete, wo doch beide so kläglich Schiffbruch erlitten hätten. Ich erwiderte, ich täte es deshalb, weil ich an den andern, größern Schiffbruch innerhalb der menschlichen Geschichte dächte — an den Mann, der mit anfänglichen Erfolgen ein Königreich aufzurichten begann, und bei dem dann alles in einem Kreuz sein Ende nahm, ein bitterer und schmachvoller Schiffbruch. — —

Aber infolge der Lehre Gandhis, daß man zur Erreichung nationaler Zwecke freudig Leiden auf sich nehmen kann, ist eine Atmosphäre geschaffen, in der man ein neues Verständnis für das Kreuz hat. Ein glänzender hinduistischer Denker, der über diesen Punkt schreibt, sagt: „Was Missionare nicht in fünfzig Jahren fertiggebracht haben, hat Gandhi durch sein Leben und seinen Prozeß und seine Einkerkelung zuwege gebracht, nämlich: er hat die Augen Indiens auf das Kreuz gerichtet.“ — —

Selbst die schlichtesten Dörfler wissen von dieser Sachlage. In X. wurden die Missionare, wenn sie bei einem Mela, einem der religiösen Feste der Hindus, predigten, von diesen heftig bekämpft. Aber in dem Jahre, von dem ich eben spreche, kamen die Hindus und halfen ihnen und sagten: „Wir sind jetzt Verbündete, seit Mahatma Gandhi Christus nachfolgt.“ — Man kann sich nicht über diesen Standpunkt der Dorfbewohner wundern, wenn etwas wie das Nachfolgende geschehen konnte. Bei dem Einlaufen des Zuges ordnete sich die Menge, um eine Ansprache anzuhören. Gandhi verließ den Zug, zog ein Neues Testament hervor und verlas die Seligpreisungen und schloß mit den Worten: „Das ist meine Ansprache an Sie. Handeln Sie nun auch dementprechend.“ —

Indien hat an einem seiner Söhne die Bedeutung des Kreuzes erfaßt. Wie ein früherer heftiger Gegner des Christentums, ein nationalistischer Führer, es ausdrückte: „Ich habe nie den Sinn des Christentums verstanden, bis ich ihn in Gandhi verwirklicht sah.“

Nebenbei mag es ausgesprochen werden, daß ich einen starken Eindruck davon gewonnen habe, wie verschieden in geistlicher Hinsicht das Resultat bei denen ist, die Krieg mit militärischen Waffen ausfechten, und bei denen, die mit den Waffen des gewaltlosen, passiven Widerstandes kämpfen. Gibt es auch viele große und edle Ausnahmen, ist es doch sozusagen eine Binsenwahrheit, daß in einem Kriege, in dem man mit äußern Waffen kämpft, die Menschen, die daran beteiligt sind, verrohen — je länger, je mehr. Auf der andern Seite habe ich jedoch gefunden, daß die Männer, die sich in die Nachfolge

Gandhis stellten und wirklich sein Programm in die Tat umsetzten, dadurch vergeistigt wurden; es vertiefte ihren Sinn für sittliche Werte und machte sie bereit zur Selbsthingabe. Nichts könnte schärfer über die alte Methode den Stab brechen und der neuen Methode den Weg bahnen als die verschiedenartige Wirkung auf die dabei Beteiligten. Hier saß ich vor Männern — sehr entschlossenen Männern —, die bereit waren, alles, was sie befaßen, im Kampf gegen die Regierung des Westens, zu dem ich gehöre, zu verlieren, und dabei fand sich nichts von Haß, sondern nur eine vertiefte sittliche und geistliche Einstellung und Aufnahmefähigkeit.

E. Stanley Jones.

Rundschau

Monatschau.

Furchtbare Hitze! Dabei immer wieder blauer Sommerhimmel, aus dem bloß von Zeit zu Zeit heftige Gewitter brechen, welche die Luft wenigstens für kurze Zeit reinigen und abkühlen, freilich auch da und dort schweres Unheil bewirken. Daß der *geistige* Himmel sich sonnenhell über der heutigen Welt wölbe, wird man nicht wohl behaupten können, wohl aber, daß Gewitterschwüle dunkel und dumpf über ihr lagere. Fast auf allen Lebensgebieten. Besonders auch in der

1. Weltpolitik.

Hier bedeutete die „Zollunion“ so recht die an einem ohnehin nicht heiteren Himmel plötzlich aufsteigende schwere Gewitterwolke. Die Leser der „Neuen Wege“ wissen, wie sich diese Affäre inzwischen weiter entwickelt hat. Man hat in Genf darüber verhandelt, und zwar sowohl im Völkerbundsrat als in der europäischen Kommission. A propos: der paneuropäische Gedanke, in dem manche Völkerbundspezialisten eine Konkurrenz erblicken, hat bei diesem ganzen Anlaß sehr deutlich seinen Wert gezeigt. Das formelle Ergebnis der Genfer Verhandlungen ist bekannt. Die Zollunion ist vor den Haager Gerichtshof verwiesen, der zunächst ihren völkerrechtlichen Charakter zu prüfen hat. Es ist für nicht ganz Eingeweihte schwer zu sagen, wie man dieses Ergebnis beurteilen soll. Frankreich und die Kleine Entente hätten es ohne Zweifel vorgezogen, die Frage in der Hauptsache *politisch* zu behandeln und dem Plane ihr kategorisches Veto entgegenzusetzen. Aber dafür war Englands und Italiens Zustimmung nicht zu haben. Auf Englands Betreiben hat man dann den jetzigen Weg eingeschlagen. Ob es ein glücklicher Weg ist? Ob es nicht besser gewesen wäre, diesen ganzen ungelungen Handel in Genf einfach zu erledigen, freilich, was ich sehr betone, im *positiven* Sinne, so daß er durch etwas Besseres, Umfassenderes ersetzt worden wäre? Denn wenn die Juristen, vielleicht gerade, weil die Sache so klar zu sein scheint, doch dazu kämen, den deutlichen Sachverhalt zu trüben und zu verdrehen, und dann doch der politische Widerstand, um den es sich ja im Grunde allein handelt, sich unvermindert geltend machte, dann hätten wir ja nur eine Verschlimmerung, d. h. Verbitterung und Vergiftung des Streites.

Es ist allerdings auch möglich, daß die Sache erledigt ist und der Weg nach dem Haag nur eine goldene Brücke für die Gefchlagenen. Denn was die April-Monatschau vorausgesagt hat, ist reichlich eingetroffen: Deutschland hat sich eine schwere Demütigung geholt. Die Weltenfront hat sich wieder gegnerisch um es zusammengeschlossen. Niemand stand zu ihm, nicht einmal Rußland, das vielmehr die Gelegenheit benützte, neu mit Frankreich anzubinden. Auch Mussolini erwies sich zuletzt als jene Art von „Bundesgenosse“, wofür wir ihn immer gehalten haben.

Spiel- und Sportgelände für die Edener Jugend geplant. Ernste, arbeitsfähige Menschen jeder Richtung, denen der Glaube an ein kommendes Friedensreich der Völker lebendigste Ueberzeugung ist, für die sie gern Opfer bringen, werden zur Mitarbeit aufgerufen. Es können nur Meldungen für die ganze Zeit berücksichtigt werden. Auskunft gegen Rückporto durch Erich Mohr, Guben, Heimstättenring 2.

Versammlungen, welche für unsere Gesinnungsgenossen wichtig sind.

1. Der Kongreß der Kriegsdienstgegner findet vom 1. bis 4. August in Lyon statt. Es werden u. a. Dr. Hans Kohn und Valentin Bulgakow sprechen.

2. Der 28. internationale Friedenskongreß wird vom 5. bis 9. Juli in Brüssel stattfinden. Hauptthemen: Paneuropa und Abrüstungskonferenz.

3. Der Internationale Versöhnungsbund hält seine Tagung v. 22.—29. August in Lunteren in Holland. Thema: Die europäische Krise und der Ausweg aus ihr.

4. Die Jahresversammlung der deutschen Quäker findet vom 22. bis 26. Juli in Dresden statt. Themen: „Die Nachfolge Christi in der Gegenwart.“ (Referent: Prof. Ragaz) und „Muß Kirche sein?“ (Referent: Theodor Bauerle.)

5. Die Internationale Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer tagt vom 2. bis 4. September in Zürich. Themen: „Gewalt und Gewaltlosigkeit“ (Referent: Prof. Ragaz), „Die Aufgabe der Kirche“ (Referent: Prof. Heering)

6. Ein Congrès du Christianisme Social des Pays Latins findet am 25. September bis zum 1. Oktober in Genf statt. Themen: Die Abrüstung, die Arbeitslosigkeit, das Persönlichkeitsrecht in der Sozialgesetzgebung, die Verchristlichung der Industrie.

7. Ein internationaler Kongreß der Religiösen Sozialisten wird Mitte September in Nordfrankreich stattfinden. Nähere Angaben später.

Von Büchern

„Der Christus der indischen Landstraße“ von Dr. E. Stanley Jones, erschienen im Furcheverlag, in deutscher Uebersetzung von P. Gäbler. Ein Missionsbuch! Aber ein eigenartiges, äußerst verheißungsvolles. Wenn es kirchliche Missionskreise oder auch nur einzelne Missionare gibt, die ihre Aufgabe so auffassen — —! Daß denkende Asiaten Christus annehmen und das Christentum verwerfen, wundert uns nicht. Daß in Japan ein Kagawa nicht nur predigt, wie man nun im Abendland durch viele Jahrhunderte gepredigt hat, sondern unter den Armen die frohe Botschaft verkündet als einer, der zu ihnen, zu den Aermsten, gehört, das hat uns mit Freude erfüllt, aber nicht in Erstaunen versetzt, denn so muß eben das Evangelium von unverdorbenen, noch nicht christlich immunisierten, Menschen aufgenommen und ins Leben umgesetzt werden. Aber wenn nun am Ende unter uns die christliche Immunität erlöschen und die akute Evangelium-Infektion von neuem ausbrechen will?

Nun, um uns handelt es sich in diesem Buche nicht, sondern um Indien. Aber auch eine neue missionarische Einstellung, eine neue Art der Verkündigung finden wir da, die nicht nur methodologische Bedeutung hat. Jones berichtet, wie er von seiner ursprünglichen, wohl noch vorherrschenden, Predigtart zu einer neuen Art gekommen ist, von der „breiten Front“ zur Konzentration. Früher verkündete er das Christentum, nun aber Christus. Früher alle Geschichten des Alten und Neuen Testaments etwa auf einer Linie, und dazu abendländische Kirchenorganisation und Kultur, die ganze Denk- und Lebensart des Westens, die wir mit dem Christentum verquicken und verwechseln. Die Inder selbst belehrten ihn eines andern, veranlaßten ihn, kritisch zu werden gegen seine Verkündigung und schließlich alles fallen zu lassen, was nicht zu seiner eigentlichen Aufgabe gehörte: auf Christus hinzuweisen. Jones anerkennt dankbar, daß er in Indien ebenso fehr Empfangender sei als Gebender. Das ist jedenfalls richtige missionarische Einstellung.

Ebenso wohltuend berührt uns sein Grundsatz der „direkten Methode“: er fängt nicht mit Gratis-Englischstunden an, um dann hinterher und nebenbei Profelyten zu machen oder hält vor nichtchriftlichen Gebildeten Vorträge über irgendwelche Kulturprobleme, um dann irgendwo eine Werbung für das Christentum einzufummeln. Er kündigt Vorträge an über Jesus Christus und redet von Anfang bis Ende zum Thema. Und merkwürdig, oder vielmehr nicht merkwürdig, ist's, wie diese direkte Methode gerade bei den Gebildeten Sympathie findet und Erfolg hat. Hindupriester, Advokaten, Professoren übernehmen die Vorbereitung seiner Vorträge und verdolmetschen dieselben; in Universitätsfälen, an Fürstenhöfen, auf Tempelplätzen finden Versammlungen statt. Leidenschaftliche Nationalisten, von einer erregten Demonstration herkommend, lauschen aufmerksam seinem Vortrag, Studenten bitten um Sonderversammlungen. Mit größtem Erstaunen liest man die vielen Aeußerungen führender Hindus, die von Christus und seiner Sache mit einem Ernst und einer Ehrerbietung sprechen, wie wir sie in den entsprechenden Kreisen der christlichen Völker nicht allzuhäufig hören.

Dr. Jones hat, wie er erzählt, 17 Jahre in Indien gearbeitet, sodaß es ihm zur zweiten Heimat geworden ist. Er war in den verschiedensten Stellungen: als Pastor einer englischen Kirche, als Direktor einer Verlagsanstalt, als Dorfmissionar, als Bezirkssuperintendent. Das vorliegende Buch ist aus Vorträgen entstanden, die er in Amerika gehalten hat (er ist Amerikaner). Das Buch ist in 14 Sprachen übersetzt und in über 400 000 Exemplaren verbreitet, — auch ein amerikanischer Rekord! Und der Erfolg spricht in diesem Fall für das Buch: es ist nicht im gewöhnlichen Sinn erbaulich, es enthält keine Sensationen, aber es ist ein neuer Ton daraus zu hören. Es werden uns keine Schauerberichte über die Not und heidnischen Greuel aufgetischt, aber es wird berichtet, wie Christus in das indische Volk eindringt, bei den Gebildeten wie bei den Kastenlosen.

Jones besitzt jedenfalls das Vertrauen der Inder in hohem Maß, weil er nicht anmaßend und ganz ehrlich zu ihnen kommt. Er sieht deutlich die tiefen Schatten in der abendländischen Kultur, die Mängel der christlichen Kirche und Mission. Er will nicht abendländisches Denken und Leben in Indien einführen. Das Christentum hat überall Lokalkolorit angenommen, aber Christus ist unendlich größer als das Christentum. Die Mission hat nur auf Ihn hinzuweisen, und Er wird im indischen Denken und Leben heimisch werden. Jones denkt weit genug, um sich ein indisches Christentum vorstellen zu können, welches die wertvollen Elemente des Hinduismus beibehält. Das Wort der Bergpredigt „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen,“ bezieht sich nicht nur auf das Alte Testament, sondern auch auf die Religionen anderer Völker und Kulturkreise. Und tatsächlich wohnt Christus schon im Denken der Inder, und zwar nicht nur derer, die zum Christentum übergetreten sind: Christus wandelt auf der indischen Landstraße!

Ein besonderes Kapitel des Buches ist dem Einfluß Gandhis gewidmet. Jones ist nicht in allem mit Gandhi einverstanden, aber er spricht von ihm mit höchster Anerkennung und Ehrfurcht. Er läßt ohne Gekränktheit des Berufsmannes einen Ausspruch wie den gelten, daß Gandhi durch sein Leben vollbracht habe, was die Missionare in 50 Jahren nicht haben zustande bringen können. Jones berichtet selber verschiedenes, das diesen Ausspruch bestätigt, besonders auch von der Wirkung des 21-tägigen Fastens auf die Einigung der Hindu und Mohammedaner. Einmal hat er sich mit der Frage an Gandhi gewandt, was man tun müsse, um das Christentum in Indien heimisch zu machen, und er gibt Gandhis der Mission gegenüber immerhin kritische Antwort mit voller Zustimmung in seinem Buche wieder.

Bedeutend ist das, was über die Hindernisse der Mission berichtet wird. Die Hindernisse liegen nicht in der feindseligen Einstellung der Hindu und Mohammedaner zu Christus, sondern in der Gegnerschaft der Christen gegen Christus. Jones erzählt mancherlei Beispiele davon, wie sehr die Missionsarbeit durch unchristliche Gesetze und Verhältnisse der christlichen Völker gehindert werde: durch die Rassenüberhebung, das amerikanische Einwanderungsgesetz, den Krieg (von dem er

allerdings auffallend wenig sagt!), den Alkoholismus der Europäer in Indien u. a. m. Zusammengefaßt wird diese Schwierigkeit in dem Wort des Philosophen Bara Darda, Tagores Bruder: „Jesus ist ideal und wunderschön, aber Ihr Christen — Ihr seid nicht wie er.“ Ähnlich hörte ich einmal eine Judenmissionarin im Ausland klagen: „Wem sollen sich die Juden hier anschließen, wenn sie zum Christentum übertreten und aus ihrer Familie und Gesellschaft ausgeschlossen werden?“ Es gab zwar in jener Stadt eine reformierte, eine lutherische, eine methodistische, eine adventistische, eine römisch-katholische, eine orthodox-anatolische und eine griechisch-unierte „Christengemeinde“! Nur keine wirkliche. Wahrlich ein schweres Missionsproblem!

Theologisch ließe sich vielleicht dies und das gegen Jones einwenden. Das aufgestellte Missionsziel, „christusähnliche Charaktere zu schaffen“, ist einerseits zu groß und andererseits zu klein. Zu optimistisch ist die Christusähnlichkeit, die durch die Mission *geschaffen* werden soll, zu klein aber ist ein solches Ziel, zu psychologisch-moralistisch im Vergleich zur gewaltigen Botschaft Jesu von der Gottesherrschaft auf Erden; es fehlt die trotzige Hoffnung für die ganze Welt. Aber immerhin, es ist doch ein neuer Wind. Und die Scheidung von Christus und Christentum bereitet der Botschaft Christi freie Bahn. Sie ist freilich nicht so einfach, diese Scheidung. Tatsächlich verkündet Jones nicht nur Christus, d. h.: nicht nur *Jesus*, wie er gewöhnlich sagt, sondern auch paulinische und katholische Christologie, protestantischen religiösen Individualismus und wahrscheinlich noch allerlei anderes abendländisches Christentum. Gerade der protestantische Individualismus ist ein schwacher Punkt; zwar lehnt Jones die Seelenrettung als Missionsmotiv ab, er denkt weiter, sozialer, es jammert ihn des Elends der Kastenlosen, er sieht, daß Indien Christus braucht, um aus seinem Massenelend und seiner dumpfen Resignation herauszukommen. Aber der Mittelpunkt seiner Predigt ist, „was Christus an mir getan hat“. Das ist protestantische Erfahrungstheologie. Aber können wir Christus „an sich“ sehen und zeigen? Sehen wir ihn nicht immer nur in dem Bilde, das wir uns, in subjektiver Verwertung subjektiv gefärbter Quellen, von ihm entwerfen? Wir können nicht aus unsrer Haut heraus, nein, aber wenn wir Demut haben, können wir doch, nach unsrer Art, auf Jesus hinweisen, und Jesus wird selber reden, wird zu den Indern wieder unmittelbar reden und tut es schon.

H. Ribner.

Druckfehler.

Im Maiheft ist Seite 230 Zeile 9 von unten *mit* (statt „als“) zu lesen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Das *Juli-* und *Augustheft* wird wieder zusammengezogen werden und wohl erst Anfangs August erscheinen.

Unmittelbar nach dem Redaktionschluß kommt die *große Botschaft aus Amerika*: das Angebot, daß die Young-Plan-Zahlungen vorläufig für ein Jahr eingestellt werden sollten, dazu das Versprechen von weiterer Hilfe für Deutschland und Europa überhaupt und ein wohl ganz deutlicher Hinweis darauf, daß die Amerikaner weiter mit sich reden lassen würden, wenn die Europäer mit der Abrüstung Ernst machten. Man wird wohl in tiefer Dankbarkeit diese Wendung als *etwas Großes* betrachten dürfen, nicht nur als einen Sieg der Vernunft (ob schon es dies auch ist), sondern darin und darüber auch als ein rettendes Eingreifen Gottes in höchster Not. Es handelt sich dabei ja nicht bloß um die unmittelbare finanzielle Hilfe (die vielleicht nicht so groß sein mag), als um eine Aenderung in der Politik der Vereinigten Staaten und eine Wendung in der Politik überhaupt. Die Vermeidung der mitteleuropäischen Katastrophe und dessen, was sie im Gefolge hätte, eine gewaltig vermehrte Aussicht für die Abrüstungskonferenz, eine neue Perspektive für die Weltpolitik, ein Aufleuchten vom Glanz der Welt des Guten her in der Finsternis. Gott gebe, daß sich das alles bewähre! Schönere Ferien könnte die Welt jetzt nicht bekommen!